

JACK CARR

HASS

Aus dem Amerikanischen von Alexander Rösch

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *True Believer*
erschien 2019 im Verlag Atria/Emily Bestler Books.
Copyright © 2019 by Jack Carr Enterprises, LLC

1. Auflage August 2020
Copyright © dieser Ausgabe 2020 by Festa Verlag, Leipzig
Veröffentlicht mit Erlaubnis von Emily Bestler/Atria Books,
ein Unternehmen von Simon & Schuster, Inc., New York.
Titelbild: www.bookcoversart.com
Alle Rechte vorbehalten, auch die der vollständigen oder
auszugsweisen Reproduktion, gleich welcher Form.

ISBN 978-3-86552-839-1
eBook 978-3-86552-840-7



Für Faith Carr und Emily Wood,
weil sie sich auf dieses verrückte
Abenteuer eingelassen haben.
Und für all jene, die weiterhin an
vorderster Front ihre Pflicht tun.

Irgendwo bereitet sich jemand aus voller Überzeugung darauf vor, dich zu töten. Er trainiert mit einem Minimum an Essen und Wasser, Tag und Nacht, unter asketischen Bedingungen. Es gibt nur eins an ihm, das sauber ist: seine Waffe. Das Gurtzeug hat er selbst hergestellt. Welche Strapazen er auf sich nimmt, ist ihm gleichgültig. Sein Rucksack wiegt, was er wiegt, seine Spurts enden, wenn der Feind aufhört, ihn zu jagen. Wer als True Believer aus voller Überzeugung handelt, kümmert sich nicht darum, wie schwer es fällt. Ihm ist klar, dass er entweder gewinnt oder stirbt. Er geht nicht um 17 Uhr nach Hause. Er ist zu Hause und kennt nichts als seine Aufgabe.

*– überliefertes Zitat eines Ausbilders
der Special Forces der U. S. Army
Fort Bragg, North Carolina
Datum unbekannt*

VORBEMERKUNG

In diesem Roman geht es um Rache.

Hass lotet die Psyche eines Mannes aus, der für sein Land und dessen marode Gesellschaft getötet hat, um einen heiligen Rachefeldzug zu starten. Kann dieser Mann, der damit zu einem ebensolchen Rebellen geworden ist, wie er ihn sonst bekämpft, seinen Frieden und seine Bestimmung finden und in ein normales Leben zurückkehren?

Das ähnelt den Fragen, die sich Veteranen der Kriege im Irak und in Afghanistan in Vorbereitung auf ihren Abschied aus dem Militärdienst stellen. Gelingt es ihnen, einen neuen Sinn für ihr Leben zu definieren? Können sie sich mit der bevorstehenden nächsten Aufgabe identifizieren und sie produktiv, mit einer positiven, inspirierenden Ausstrahlung für ihre Mitmenschen angehen?

Die Fragen, die sich um Veteranen in dieser Übergangsphase ranken, sind umfassend und komplex. Seit 9/11 sind sie ständig im Einsatz, ihre Auslandseinsätze erinnern an Vampire – sie sind nachtaktiv und gönnen sich nur tagsüber wenige kostbare Stunden Schlaf. Tote Freunde und Teamkameraden wecken in ihnen die Schuld des Überlebenden. Körperliche Verletzungen hinterlassen ebenso ihre Spuren wie traumatische Belastungen und post-traumatische Stresssyndrome. Das vermengt sich mit der Abhängigkeit von Schlafmitteln, exzessivem Alkoholmissbrauch und Eheproblemen. Ein ätzender Cocktail, den die wenigsten hinunterstürzen und sich später davon erholen. Jene, die ihr Leben in einem dauerhaften Stadium

übersteigter Wachsamkeit zugebracht haben, wie ihn unsere DNA vorgibt, um zu überleben und Dominanz an der Speerspitze auszustrahlen, tun sich schwer damit, in der Zeit nach dem Dienst eine neue Bestimmung zu finden. Das Team ist ihre Familie, es ist ihre Bestimmung – ihre Heimat. Die Rückkehr zu Ehepartnern, Kindern, Windeln, Fußballtraining und undichten Dächern verblasst gegenüber dem Adrenalinrausch und der Fokussiertheit, eine Operation zu planen und durchzuführen oder eine hochrangige Zielperson aus nächster Nähe zu töten.

Man studiert Fachtexte, tauscht Batterien in Nachtsichtgeräten oder beleuchteten Visieren und Ziellasern aus, betankt Fahrzeuge, studiert die Routinen des Opfers, das Zielgebiet und die Zufahrts- und Fluchtwege. Man setzt sich mit allen erdenklichen Eventualitäten auseinander. Luftunterstützung begleitet einen während der Mission, Elemente der Combined Joint Special Operations Task Force stellen Videofeeds zur Verfügung, aufgenommen durch unbemannte Predator-Drohnen oder AC-130-Transportflugzeuge. Eine schnelle Eingreiftruppe steht parat, um bei Bedarf Unterstützung zu leisten. Der Verstand ist vollkommen fokussiert, das Team steht bereit und wartet auf den entscheidenden Befehl. Man gehört zur erfahrensten, effektivsten und effizientesten Menschenjagd-Maschinerie, die im Special-Ops-Bereich je existiert hat.

Als Zivilist an so ein Leben anzuknüpfen, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt. Wer an der Heimatfront nach den spektakulären Erlebnissen auf dem Schlachtfeld Ausschau hält, lässt sich auf eine unproduktive und ungesunde Suche ein. Eine neue Mission mit konstruktiven Zielen wird notwendig. Eine, die dazu taugt, Teil eines

größeren Ganzen zu werden, dessen Bedeutung die eigene Person übertrifft. Das alte Leben wird immer Teil von uns bleiben, aber wir müssen nach vorn schauen.

Obwohl entsprechende Erfahrungen natürlich in meine Romane einfließen, bin ich kein Kampfschwimmer mehr. Stattdessen setze ich mich auf den Seiten meiner Politthriller mit den Gefühlen aus meiner Zeit an den Kriegsschauplätzen dieser Welt auseinander. Ich hoffe, dass meine Erlebnisse aus erster Hand die Geschichte durch zusätzliche Tiefe, einen erweiterten Blickwinkel und gesteigerte Authentizität bereichern. Meinem Land als Navy SEAL zu dienen, ist ein abgeschlossenes Kapitel. Teil meiner Vergangenheit. Ich habe mein M4 und das Scharfschützengewehr gegen Laptop und Bibliothek eingetauscht und erfülle mir den Lebens Traum, Bücher zu schreiben.

Auf den Seiten von *Hass* sieht sich mein Protagonist James Reece mit einer ganz ähnlichen Transformation konfrontiert. Er fühlt sich für den Tod seiner Familien- und Teammitglieder verantwortlich, verraten von einem Land, auf dessen Fahne er Treue und heilige Pflichterfüllung geschworen hat. Was könnte seinem Leben einen neuen Sinn verleihen? Welche Mission könnte ihn dazu bringen, weiterleben zu wollen? Es sind dieselben Fragen, die Krieger beschäftigen, die in den Hängen des Hindukusch gekämpft haben, oder an den Ufern von Euphrat und Tigris, an der Wiege der Zivilisation. Obwohl es sich in diesem Fall um eine fiktive Erzählung handelt, sind die aufgeworfenen Probleme genauso fundamental wie in der Realität. Die Summe früherer Erfahrungen macht uns aus. Wie wir sie verarbeiten und ob wir auf unserem weiteren Weg die richtigen Schlüsse ziehen, ist von entscheidender Bedeutung.

›*Alle Vergangenheit ist nur ein Prolog.*‹ So hat William Shakespeare es in *Der Sturm* formuliert. Der Satz ist auch auf einer Inschrift am Eingang des Nationalarchivs in Washington, D. C. zu lesen.

Wie zutreffend er ist.

Jack Carr

18. Dezember 2018

Park City, Utah

Obwohl es sich bei *Hass* um eine erfundene Geschichte handelt, machen es meine frühere Tätigkeit und die mit ihr verbundenen Sicherheitsauflagen notwendig, dass der Text vom Office of Prepublication and Security Review des US-Verteidigungsministeriums durchgesehen und freigegeben wird. Die notwendigen Auflagen wurden vollständig umgesetzt und betreffende Passagen im Roman mit einer Schwärzung versehen.

Für das Nachschlagen unbekannter Begriffe verweise ich auf das umfassende Glossar am Ende dieses Buches.

PROLOG

London, England

November

Ahmed stellte den Kragen hoch und verfluchte den Schnee. Obwohl in seiner Heimatstadt Aleppo deutlich niedrigere Temperaturen herrschten, als es sich die meisten Bewohner der westlichen Welt vorstellten, behagte ihm Kälte überhaupt nicht. Die italienische Mittelmeerküste im Sommer entsprach seiner Vorstellung vom Paradies. Zu gern hätte er sich dauerhaft dort niedergelassen. Seine derzeitigen Chefs brauchten ihn jedoch in London. Ausgerechnet im eisigen, trostlosen, verschneiten London. Nur vorübergehend, hieß es. Ein halbes Jahr die Zähne zusammenbeißen und die Klappe halten, dann könne er sich aussuchen, wo er hinzog. Sein Plan lautete, in den Süden zurückzukehren, einen ehrlichen Job zu finden und die Familie hinterherzuholen.

Heute bestand seine Aufgabe darin, den Van zu steuern. Fahrtziel war die mittelalterliche Marktgemeinde Kingston upon Thames im Südwesten Londons. Ahmed wusste nicht, was er für eine Fracht an Bord hatte. Es kümmerte ihn nicht, solange das Entladen schnell ging. Jedenfalls schien sie schwer zu sein. Die Bremsen mühten sich hörbar, wann immer er an einer der vielen Ampeln auf der Strecke anhalten musste. Er drehte die Heizung im weiß lackierten Lieferwagen, einem Ford Transit, voll auf

und steckte sich eine Zigarette an. Der Verkehr war heftig, selbst für einen Freitagabend.

Ahmed zog das Handy aus der Tasche. 19:46. Er hatte extra genug Puffer einkalkuliert, um rechtzeitig am Marktplatz einzutreffen, aber die Witterung bremste ihn aus, ganz zu schweigen von den Massen an Fahrern und Fußgängern, die offenbar zu einer Art Festival wollten. Überall Kinder, dick eingepackt, von Eltern oder Geschwistern an die Hand genommen. Der Anblick ließ ihn an seine eigene Familie denken, die irgendwo in einem überfüllten Flüchtlingslager in der Türkei ausharrte. Wenigstens waren sie nicht mehr in Syrien.

Der Van schob sich mit Schrittgeschwindigkeit vorwärts. Ahmed hupte, um die Menschenmassen zum Ausweichen zu bewegen. Sein Fuß rammte das Bremspedal und er schnaufte laut, als ein kleines Mädchen in rosa Daunenjacke direkt vor seinen Scheinwerfern über die Straße huschte. Er bog links ab und rollte auf den Marktplatz. Vor der Adresse, die man ihm vorhin in der Werkstatt genannt hatte, blieb er stehen und setzte den Warnblinker. Er musste die Augen anstrengen, um durch die beschlagene Scheibe Einzelheiten zu erkennen. War er hier wirklich richtig? Seine Bosse hatten betont, dass er fürs Entladen genau an der richtigen Stelle halten musste.

Aus der Vogelperspektive wies der Marktplatz die Form eines großen Dreiecks auf, breit am einen Ende und schmal am anderen. Ahmeds Lieferfahrzeug stand an der Grundseite. Die fröhlichen Besucher des deutschen Weihnachtsmarkts, der hier stattfand, schienen ihn gar nicht wahrzunehmen. Schon an normalen Abenden herrschte im Einkaufsviertel Hochbetrieb, doch so kurz vor den Feiertagen waren noch deutlich mehr Menschen

unterwegs. Kürzlich hatte ein Onlineartikel die malerische Veranstaltung angepriesen, weshalb Familien aus ganz London und den umliegenden Gemeinden herbeiströmten, um sich selbst ein Bild zu machen. Besucher strömten in die Läden, saßen in Cafés und Pubs und belagerten die Buden, die alles von Mützen und Schals über Glühwein, heiße Brezeln und Nussknacker bis hin zu Lichterbogen und traditionellem Holzschmuck für den Weihnachtsbaum anboten. Der ohnehin charmante Marktplatz glich nun einem kleinen Bergdorf mit Verkaufsständen unter schneeverzierten Giebeldächern, an denen sich Lichterketten wie Girlanden aufrehten, und einem riesigen Christbaum, der das gesamte Gelände überragte.

Ahmed schaute sich um und entdeckte keine Spur von den Männern, die den Van entladen sollten.

Sie verspäten sich bestimmt wegen des ganzen Tumults, überlegte er. Gemäß seinen Anweisungen wählte er eine Nummer und wartete ungeduldig, bis sich jemand meldete.

»Allo.«

»'Ana hunak.«

»Aintazar.«

Stille in der Leitung. Ahmed schaute aufs Display, um nachzusehen, ob die Verbindung zusammengebrochen war oder die Gegenseite aufgelegt hatte. Er runzelte die Stirn.

Die Explosion war ohrenbetäubend. Auf dem verschneiten Kopfsteinpflaster des Marktplatzes tummelten sich Tausende von Menschen. Jene, die dicht am Van standen, wurden durch die Detonation förmlich in Luft aufgelöst. Sie durften sich fast glücklich schätzen, denn die Stahlsplitter, mit denen die Sprengvorrichtung präpariert

war, bohrten sich wie Tausende von Antipersonenminen in die übrige Menge – töteten, verstümmelten, zerfetzten und amputierten alles, was im Weg war, löschten künftige Generationen aus, bevor sie überhaupt geboren wurden. Ein ausgelassenes Vorweihnachtsfest hatte sich in ein pervernes Schlachtfeld verwandelt. Zwischen den Trümmern der Holzbuden, Glassplittern, herabbaumelnden Lichterketten und zerbrochenen Tischen häuften sich Tote und Sterbende.

Jene, die sich noch rühren konnten und nicht vollkommen betäubt von der Druckwelle waren, drängten zum anderen Ende des Platzes, um der Verwüstung zu entfliehen. Die Fläche verengte sich zur Spitze hin deutlich. Die hochexplosive Sprengladung hatte zahlreiche Überbleibsel der ausgelassenen Festivitäten hier verstreut. Unbefugt an der Zufahrt abgestellte Autos sorgten für zusätzliche Engpässe. Die Welle aus Menschen blieb in dem schmalen Flaschenhals aus Gebäuden, Fahrzeugen und Schutt stecken, während von hinten panisch geschoben und gedrängelt wurde und alle mit den Hufen scharrtten wie eine aufgescheuchte Herde. Jüngere wurden von Älteren umgerissen und niedergetrampelt, Schwache von Starken verdrängt. Die Verwirrung war so groß, dass zunächst niemand die Schüsse bemerkte.

Zwei Männer mit sowjetischen PKM-Maschinenpistolen, an denen Patronengurte baumelten, eröffneten vom Flachdach dreigeschossiger Häuser das Feuer auf die Menge, strategisch an beiden Seiten der engsten Stelle platziert. Zahllose 7,62x54-Millimeter-Projektile fraßen sich durch die Masse aus menschlichem Fleisch und ließen zerfetzte Leichen zurück. Den Flüchtenden unter ihnen, größtenteils bereits durch die tödliche Ladung des

Transporters verletzt, blieb keine Chance. Es herrschte ein solches Gedränge, dass die Toten nicht mal umfielen, sondern wie Stöcke aus einem Bündel verzweifelter Menschen ragten. Die Schützen hatten jeweils mehrere Patronengurte gekoppelt, um nicht nachladen zu müssen. Der Stahlregen prasselte, bis ihnen der Nachschub ausging, was erst nach über einer Minute geschah. Dann ließen sie die Waffen fallen, deren Läufe nach dem Dauerfeuer förmlich glühten, und stürmten runter zum Chaos auf dem Platz. In den Rinnsteinen sammelte sich das Blut. Von der Vorfreude auf Weihnachten, die noch vor Kurzem die Stimmung dominiert hatte, war nichts mehr zu spüren.

Später zeigten Überwachungsvideos, wie die beiden Männer jeweils entgegengesetzte Enden des Platzes ansteuerten, um sich exakt dort einzufinden, wo Ersthelfer zur Behandlung der Verletzungen zunächst eintrafen. Sie mischten sich unter die Toten und verharrten mehr als eine Stunde, um dann ihre Sprengstoffwesten zu zünden und Polizeibeamte, Feuerwehrleute, Sanitäter und Journalisten mit in den Tod zu reißen. Für das Europa des 21. Jahrhunderts begann damit eine neue Dimension des Terrors.

708 Kilometer südöstlich nahm Wassili Andrenow auf vier riesigen Flachbildschirmen, die vor ihm an der Wand hingen, befriedigt das Durcheinander zur Kenntnis. Laut Berichten handelte es sich um den tödlichsten Terrorangriff in der Geschichte Großbritanniens. Zuletzt waren 1940 bei einem Bombenangriff der deutschen Luftwaffe so viele Bewohner Londons auf einen Schlag umgekommen. Dass die Zahl der Opfer die 300er-Marke überstieg und weiter anzusteigen drohte, schien ihn nicht zu stören. Dass

es sich bei der Hälfte der Toten um Kinder handelte und es nicht genug Krankenhäuser in London gab, um alle Verwundeten zeitnah zu versorgen, störte ihn noch viel weniger.

Im Raum herrschte absolute Stille. Andrenow war es so am liebsten. Er verfolgte die in den Laufschriften am unteren Bildschirmrand durchscrollenden Tickermeldungen und nippte am Wodka. Die Medien waren schon vor Evakuierung der meisten Verletzten auf der Bildfläche erschienen. Ihre Übertragungswagen trugen zur Vergrößerung des Verkehrschaos bei und behinderten das Vorankommen der Rettungswagen, die sich im Rahmen des Notfallplans aus ganz London und Umgebung auf den Weg zum Schauplatz des Geschehens machten.

Zuschauer auf der ganzen Welt verfolgten schockiert und entsetzt, was Reporter als ›das britische 9/11‹ bezeichneten. Der Gesichtsausdruck des Russen blieb gleichgültig, weder Atemfrequenz noch Blutdruck stiegen merklich an. Seine Augen glitten stoisch von Schirm zu Schirm und verarbeiteten die eingehenden Informationen in ähnlicher Weise wie der Hochleistungsrechner auf dem Schreibtisch vor ihm seine Daten. An und für sich nicht weiter erwähnenswert, wäre Wassili Andrenow nicht der Verantwortliche für das Blutbad in den Straßen Londons an jenem Dezemberabend gewesen.

Seine Augen lösten sich von dem brutalen Spektakel, das sich auf der Bildschirmwand seiner persönlichen Kommandozentrale entfaltete, und konzentrierten sich auf den Monitor des Computers. Andrenow vergewisserte sich noch einmal, dass An- und Verkäufe der von ihm ausgewählten Aktien zum Handelsbeginn der weltweiten Börsenschauplätze am Montagmorgen über einen

programmierten Automatismus abgewickelt wurden. Zufrieden stellte er fest, dass alles vorbereitet war, weidete sich ein weiteres Mal am Anblick des neuen Londons, das er erschaffen hatte, bevor er die Geräte abschaltete und früh zu Bett ging. Zu Beginn der neuen Woche würde Wassili Andrenow ein unverschämt reicher Mann sein.

The background is a grayscale photograph of a vast, open field with tall grass in the foreground and a horizon line. The sky is filled with large, soft clouds. The overall tone is somber and atmospheric.

TEIL 1

FLUCHT

1

An Bord der Bitter Harvest
Atlantik
November

Es gibt einen Grund dafür, dass Freizeitsegler nicht den Atlantik überqueren, wenn der Winter sich von Norden her nähert: Ihnen steht ein heftiger Ritt bevor. Lieutenant Commander James Reece fand es ziemlich amüsant, dass er als Ex-SEAL nur minimale Erfahrung darin besaß, mit einem Schiff über das offene Meer zu segeln. Die schlechte Neuigkeit war, dass der heftige Wellengang die Überquerung gleichermaßen gefährlich wie körperlich anstrengend gestaltete. Die gute Nachricht war, dass die heftigen Böen den Trip merklich verkürzten und die Gefahr einer Entdeckung reduzierten. Wenige Tage nach Aufbruch von Fishers Island vor der Küste Connecticuts bekam Reece die 14,6 Meter lange Beneteau Oceanis, von den ursprünglichen Besitzern auf den Namen *Bitter Harvest* getauft, immer besser in den Griff. Die täglichen Aufgaben auf der Jacht wurden mehr oder weniger zu Routine. Die Eigentümer hatten den AIS-Transponder deaktiviert, was es erschwerte, ihn zu finden, falls denn jemand mitten im Atlantik nach ihm Ausschau hielt. Zur Orientierung blieb ihm sein Garmin 401 GPS, das am Lauf des M4 befestigt war. Er setzte es sparsam ein, um den Akku zu schonen. In Verbindung mit den Seekarten an Bord und dem Kompass genügte es zum Verfolgen der Reisefortschritte.

Es war nicht perfekt, aber es verschaffte ihm eine klare Vorstellung von der derzeitigen Position. Allemal besser als die Sterne zur Orientierung zu nutzen, weil sie ständig hinter einer Wolkendecke verschwanden. Die Jacht verfügte über eine kleine nautische Bibliothek und einen modernen Sextanten. Reece nutzte die Freizeit, um sich neue Kenntnisse anzueignen. Ihm schwebte kein konkretes Ziel vor. Er brauchte keins, fand er. Der tödliche Hirntumor, der bei ihm vor Kurzem diagnostiziert worden war, lieferte ihn so oder so in naher Zukunft im Jenseits ab.

Noch vor wenigen Monaten war Reece Truppenführer eines Elements von SEAL Team Seven auf einer Mission in Afghanistan gewesen, die in einem Desaster endete. Reece und seine Leute waren absichtlich in einen von korrupten Offizieren aus der eigenen Befehlskette aufgestellten Hinterhalt geschickt worden. Seine Männer, im Nachgang auch seine schwangere Frau und Tochter, hatte man ermordet, um die Nebenwirkungen eines Medikaments im Versuchsstadium zu vertuschen. Wie sich herausstellte, führten die Spuren in die höchsten Etagen Washingtons, ins Establishment der Macht. Zu den Nebenwirkungen gehörten auch Hirntumoren – so wie jener, der sich in Reece ausbreitete. Um sich zu rächen, war er zu einer Einmannmission aufgebrochen, deren Spur aus Leichen sich von Küste zu Küste zog. Nun fand sich Reece auf dem offenen Meer wieder, weit entfernt von Tod und Zerstörung, die er auf amerikanischem Boden entfesselt hatte.

Das Innere der *Bitter Harvest* war auf eine deutlich größere Crew ausgelegt, weshalb er über mehr als genug Platz unter Deck verfügte. Das Boot war mit üppigen Vorräten bestückt, die nicht nur einen Großteil der Kombüse, sondern auch eine komplette Gästekabine beanspruchten.

Die Situation erinnerte ihn an die wenigen Male, die er während Trainingseinsätzen auf militärischen Kampf-U-Booten verbracht hatte. Sie besaßen autarke Reinigungsanlagen für Luft und Wasser. Die einzige Einschränkung betraf die Nahrung. Deshalb marschierte die Besatzung quasi über Vorratskartons und fraß sich tageweise durch die Bestände.

Um die Reichweite des 200-Liter-Tanks zu erhöhen, hatte Reece in der Jacht Plastikbehälter mit Treibstoff an der Reling festgeschnallt. Trotzdem bemühte er sich, den Verbrauch auf ein Minimum zu beschränken.

Draußen heulte der Wind und Reece mummelte sich in seine dickste Kleidung ein, um das Wasserfahrzeug Tag und Nacht zu steuern. Selbst nach ausgiebigem Studium der Dokumentation fiel es ihm schwer, dem Autopiloten von NKE Marine Electronics zu vertrauen. Man musste trotzdem alle 20 Minuten an Deck nach dem Rechten schauen. Wie es im Handbuch so schön hieß: Unter Normalbedingungen bei fünf Knoten entspricht die Sicht etwa einer Viertelstunde Fahrt. Alles, was danach folgte, war eine unbekannte Größe. Er wusste zwar nicht, wie lange er noch zu leben hatte, aber er wollte lieber nicht in der Kälte sterben. Daher schlug er einen Kurs südwärts Richtung Bermudas ein.

Kopfschmerzen kamen und gingen in willkürlichen Abständen. Obwohl er nachts kaum Schlaf bekam, fühlte er sich besser als seit langer Zeit. Allein auf dem Meer, blieb ihm genug Zeit, über die vergangenen Monate nachzudenken – über die brutale Marschroute, die ihn nun in diesen vergleichsweise friedlichen Abschnitt des Atlantiks führte. Das nächtliche Sternenzelt ließ ihn an seine Tochter Lucy denken, die endlosen Weiten des Wassers an

Lauren. Lucy hatte sich jedes Mal fasziniert vom Nachthimmel gezeigt, wenn sie der Lichtverschmutzung des südlichen Kaliforniens den Rücken kehrten, und Lauren hatte seit jeher das Meer geliebt. Er versuchte, sich an die guten Zeiten mit den beiden Menschen zu erinnern, die er mehr als alles andere auf der Welt geliebt hatte, doch die freudigen Erinnerungen bescherten ihm auch Momente von unerträglichem Schmerz. Er wurde von Visionen ihres viel zu frühen, blutigen Ablebens vor einer AK-Mündung heimgesucht, die eigentlich für ihn bestimmt war, entfesselt von einer finanziellen und politischen Maschinerie, die Reece Stück für Stück enttarnt hatte.

Mit einem stechenden Schuldgefühl dachte er an Katie. Das Schicksal oder eine göttliche Macht hatte die investigative Journalistin Katie Buranek in sein Leben geführt. Genau zur richtigen Zeit, um die Verschwörung zu enthüllen, die den Tod von Teamkameraden und Familie nach sich zog. Sie hatten im Rahmen ihrer kurzen Freundschaft viel zusammen durchgemacht. Wie er sie am Ende zurücklassen musste, nagte an ihm. Seine letzten Worte und Handlungen. Er fragte sich, ob sie es verstand oder ihn für ein Monster hielt, besessen von Vergeltung und ohne Rücksicht auf die Opfer seines Blutrauschs.

Man sprach in den Teams oft von *Bruderschaft*. Ein Begriff, der in den vergangenen Monaten, in denen das Leben von Reece oft an seine Grenzen stieß, mehrfach auf eine harte Probe gestellt worden war. Er hatte seine Waffenbrüder beim Hinterhalt im dunklen afghanischen Gebirge verloren, war von einem seiner engsten Freunde in der Heimat hintergangen worden. Nachdem sein Trupp und seine Familie nicht mehr lebten und da er den Atem des Todes im eigenen Nacken spürte, hatte Reece sich in

einen jener Aufständischen verwandelt, wie er sie seit 16 Jahren erbittert bekämpfte. Er war zu seinem eigenen Feind geworden. Und wie jeder Aufständische brauchte er eine sichere Zuflucht, um sich zu sammeln, die Ausrüstung aufzustocken und die nächsten Schritte zu planen. Er musste zu seinen Wurzeln zurückkehren.

Sein engster Freund hatte Reece vor Kurzem, als er seine Unterstützung am dringendsten brauchte, zur Flucht aus New York verholfen und ihn bei seiner Strandmission auf Fishers Island eingeschleust, damit er die letzten Verschwörer auf seiner Liste ermorden konnte. Raife Hastings zögerte keine Sekunde, als Reece ihn um Unterstützung bat, und setzte alles für den Ex-Kameraden aufs Spiel, ohne eine Gegenleistung zu verlangen.

Sie hatten sich im Herbst 1995 auf dem Rugbyfeld der University of Montana kennengelernt. Reece stand als Outside Center auf dem Platz, Raife füllte die Nummeracht-Position aus, mit Abstand der talentierteste Akteur seiner Mannschaft. Rugby galt für die meisten Amerikaner in den frühen 90ern als Obskurität, entsprechend verschworen präsentierten sich die Spielergemeinschaft und die Kultur, die sie umgab. Oft wurde gewitzelt, sie seien ein Team von Alkoholikern mit einem Rugby-Problem.

Raife war eine Klasse höher als Reece, wirkte aber so ernsthaft wie ein doppelt so alter Mann. Die Andeutung eines Akzents, den Reece nicht genau zuordnen konnte, wies auf eine Vergangenheit jenseits der nordamerikanischen Grenzen hin. Reece wurde es schnell langweilig, sich mit der üblichen Partymeute am College abzugeben. Er stellte fest, dass Raife seine Freizeit entweder in der Bibliothek verbrachte, um sich mit Wildtiermanagement zu beschäftigen,

oder allein in einem Jeep Scrambler aufbrach, um das Hinterland von Montana zu erkunden.

Irgendwann fand Reece, er habe sich genug Lorbeeren auf dem Platz verdient, um Zeit mit dem Teamcaptain verbringen zu dürfen, und wagte einen Vorstoß. Auf einer der berüchtigten Rugby-Team-Partys in Raifes Haus außerhalb des Campus machte er den ersten Schritt.

»Bier?«, rief er über die laut aufgedrehte Musik hinweg und schwenkte einen roten Becher, den er gerade am Fass auf der Terrasse gefüllt hatte.

»Nee, bin versorgt, Kumpel«, antwortete Raife und hielt ein Glas hoch, von dem Reece vermutete, dass es Whiskey enthielt.

»Hübscher Augspross«, kommentierte er mit einem Nicken in Richtung eines Hirschgeweihs an der Wand. Die Größe deutete an, dass das Tier von Kopf bis Rumpf bestimmt drei Meter gemessen hatte.

»Ah, das war eine tolle Jagd. Hinten in den Breaks. Ein weiser alter Bursche.«

»Kommst du ursprünglich aus der Gegend?«

»Ja. Winifred war die nächstgrößere Stadt.«

»Großartige Gegend da oben, aber nicht unbedingt bekannt für gutes Rugby. Wo hast du dich vorher rumgetrieben?«

Raife zögerte, nippte an seinem Drink und antwortete: »Rhodesien.«

»Rhodesien? Du meinst Simbabwe?«

Raife schüttelte den Kopf. »Kann mich nicht durchringen, es so zu nennen.«

»Wieso nicht?«

»Die marxistische Regierung reißt sich Bauernhöfe unter den Nagel, die seit Generationen in Familienbesitz

waren. Deshalb sind wir in die Vereinigten Staaten ausgewandert. Damals war ich noch ein Kind.«

»O Mann, davon bekommen wir hier drüben nicht viel mit. Mein Vater hat vor meiner Geburt ein bisschen Zeit in Afrika verbracht. Er redet nicht drüber, aber in seinem Arbeitszimmer stand ein Buch über die Selous Scouts im Regal. In der High School hab ich mal drin geschmökert. Die Typen waren echt Hardcore.«

»Du hast von den Scouts gehört?« Raife blickte ihn überrascht an.

»Ja, mein Vater war beim Militär, als Kampfschwimmer in Vietnam. Ich hab so gut wie jedes Buch über Special Operations gelesen, das ich in die Finger bekam.«

»Mein Vater war bei den Scouts, als ich noch klein war«, verriet Raife. »Wir bekamen ihn bis Kriegsende nur selten zu Gesicht.«

»Echt jetzt? Wow! Mein Dad war auch viel unterwegs. Nach der Navy hat er für das Außenministerium gearbeitet.«

Raife beäugte seinen jüngeren Teamkameraden misstrauisch. »Du hast eben den Augspross am Geweih erwähnt. Gehst du auf die Jagd?«

»Früher oft mit meinem Dad, wenn sich eine Gelegenheit ergab.«

»Na, dann sollten wir es aber auch stilvoll angehen. Trink dein Bier aus«, meinte er, holte eine Flasche Whiskey aus dem Schrank, deren Etikett Reece nichts sagte, und goss ihnen beiden mehrere Fingerbreit davon ein.

»Worauf wollen wir anstoßen?«

»Mein Vater rief immer ›Auf die Jungs!‹. Ich nehm an, das stammte aus seiner Zeit bei den Scouts.«

»Na, das hört sich richtig an für mich. Also dann: Auf die Jungs!«

»Auf die Jungs!« Raife nickte ihm zu.

»Was ist das für ein Zeug?«, fragte Reece, überrascht, wie sanft die Flüssigkeit die Kehle hinunterfloss.

»Hat mir mein Vater mitgegeben, als ich hierherzog. Nennt sich ›Three Ships‹. Eine südafrikanische Marke. Ich glaube, die bekommt man hier nirgends.«

Ermutigt von einem Abend, der sich wie der Beginn einer neuen Freundschaft anfühlte, und von reichlich Alkohol fing der sonst so wortkarge Raife an, von seinem Aufwachsen in Afrika zu erzählen, von ihrem Landgut im ehemaligen Rhodesien, ihrem Umzug nach Südafrika am Ende des Kriegs und dem späteren Auswandern in die Vereinigten Staaten.

»Ich fahr morgen früh zum Block Four. Hab eine Abschusserlaubnis für einen Elch. Kommst du mit?«

»Bin dabei«, sagte Reece sofort.

Um halb fünf am nächsten Tag waren die zwei unterwegs. Reece erkannte schnell, dass der Captain seines Rugby-Teams die Jagd auf Hirsche und Elche mit der gleichen Entschlossenheit anging wie seine Kurse und Matches. Ihm war noch nie jemand mit so ausgeprägten Instinkten in freier Natur begegnet. Er schien in solchen Momenten mit der Umgebung zu verschmelzen.

Aus Herbst wurde Winter und sie machten sich nach den Kursen am Donnerstagnachmittag auf den Weg, um von Einbruch der Dämmerung bis zum Morgengrauen auf die Pirsch zu gehen, die Compoundbogen samt minimalistischer Campingausrüstung auf den Rücken geschnallt. Raife drängte jedes Mal, sich von den ausgetretenen Pfaden zu entfernen und tiefer in den Wald vorzudringen, höher in die Berge. Sie redeten kaum, um die geschärften Sinne ihrer Beute nicht zu alarmieren, und

waren bald in der Lage, allein durch Körpersprache, Handzeichen und subtile Mimikveränderungen miteinander zu kommunizieren.

Bei einem ihrer Trips im Herbst hatte Reece einen mächtigen Elchbullen kurz vor Einbruch der Dunkelheit am Grund eines Canyons erlegt. Es war Sonntagabend und am nächsten Morgen standen Kurse an, die beide nicht verpassen durften. Sie arbeiteten zügig, um den Bullen im Kegel der Stirnlampen zu schlachten, zerlegten ihn und schleppten das Fleisch etappenweise, jeweils rund 50 Kilo auf einmal. Sie brauchten fast drei Stunden, um aus dem Tal zurück zum Ausgangspunkt des Wanderwegs zu gelangen. Dort hängten sie das Fleisch auf und gingen zurück, um den Rest zu holen. Es dauerte die ganze Nacht, die Beute zu sichern. Sie hatten nicht eine Sekunde geschlafen, als sie in den Klassenraum stolperten, die Klamotten verkrustet von getrocknetem Schweiß und Elchblut. Selbst in Montana bescherte ihnen das irritierte Blicke von Professoren und Klassenkameraden. Mit ihrem Auftritt an jenem Morgen sicherten sie sich den Spitznamen ›Blood Brothers‹, der sie für den Rest ihrer Collegezeit verfolgen sollte.

Um die massiven Mengen an Fleisch einzulagern, die sie während der Jagdsaison aus der Wildnis anschleppten, stellte sich Raife eine zusätzliche Gefriertruhe in die Garage. In den kälteren Tagen perfektionierten sie die Kunst, das Brät perfekt zuzubereiten. Ihre ›wilden Orgien‹, bei denen sie zum Spachteln einluden, wurden zu legendären Events. Mitstudenten brachten Beilagen und Nachspeisen zur Ergänzung von Elchlende, Wildgulasch oder Entenbrust mit, die von den Blood Brothers serviert wurden. Die Behauptung, an solchen Abenden sei auch

Schwarzgebrannter in Strömen geflossen, gilt bis heute als unbestätigtes Gerücht.

Im nächsten Frühjahr besuchte Reece den Hof von Raifes Verwandten vor den Toren Winifreds und staunte über die enormen Ausmaße des Anwesens. Es wirkte zwar nicht überkandidelt, aber man merkte sofort, dass es bei den Hastings gut lief. Das erklärte auch, warum Raife sich einen Jeep und ein Haus außerhalb vom Campus leisten konnte. Mr. Hastings erklärte dem jungen Besucher, dass er von dem in Rhodesien erworbenen Know-how der Landwirtschaft hier in Montana stark profitierte. Daheim in Afrika ergab sich nur selten die Gelegenheit, teure, gut aufgezogene Kühe auf Auktionen zu ersteigern. Oft genug mussten sie daher schwaches oder sogar krankes Vieh aufpäppeln. Während sich also die Rancher in Montana gegenseitig überboten, um die besten Tiere zu ergattern, pickten sich die Hastings gezielt die weniger begehrten Exemplare heraus und erzielten so später mit minimalem Einsatz maximalen Profit. Andere Landwirte mussten Teile ihrer Ländereien abstoßen, was die finanziell solide aufgestellten Eltern von Raife in die Lage versetzte, zusätzliche Flächen zu spottbilligen Preisen zu erwerben. Nicht unbedingt, um noch mehr Vieh zu züchten, sondern um ihr Geschäft zu diversifizieren. Das neu erworbene Land versetzte sie in die Lage, Jagdlizenzen zu vergeben und den Wert ihres Besitzes nachhaltig zu steigern. Bald hatten sie sich den Ruf einer Familie erworben, die etwas vom Geschäft und vom Bewirtschaften verstand.



<https://officialjackcarr.com>

JACK CARR ist ein Action-Thriller-Autor, der genau weiß, worüber er schreibt. In seiner über 20-jährigen Laufbahn bei der Naval Special Warfare hat er sich vom SEAL-Scharfschützen zum Truppenführer hochgearbeitet. Er erlebte weltweit viele Einsätze, zuletzt als Kommandant einer Spezialeinheit der US-Truppen im südlichen Irak.

Mit THE TERMINAL LIST verwirklichte er sich den großen Traum, einen Roman basierend auf seinen Erfahrungen an der Front zu veröffentlichen. Sein Debüt eroberte auf Anhieb die Bestsellerlisten. Nach begeisterten Kritiken von Kollegen und Presse, die ihn bereits mit seinen literarischen Vorbildern Stephen Hunter, Tom Clancy und Vince Flynn vergleichen, arbeitet er aktuell an weiteren Abenteuern um seinen raubeinigen Helden James Reece.

Jack Carr lebt mit Frau und drei Kindern in Park City, Utah.

Infos, Leseproben & eBooks:
www.Festa-Verlag.de